

(Nachdruck verboten.)

15]

## Der Wittiber.

von Ludwig Thoma.

„Dös wundert mi, bal dös da Lenz thuat.“  
„Daß ma 's guat feil Da Hauptpunkt is, daß i no it alt gnua bi zu'n Faulenz'n. Herrgott, i wer ja grad luschi bei da Arbeit! Und da soll i umanand hochs und Weillang (Zeitlang) hamn!“

„Verschias 's a Jahr a zwoa!“  
„Wern ma 's scho seh'n; und jekt zahl i, na fahr'n ma wieda.“

Auf dem Heimweg war der Schormayer fröhlich und aufgeräumt. Es zog fest an, und am dunkeln Himmel flackerte ein Stern um den anderen auf.

„Seuer triift aba scho all's auf,“ sagte der Bauer, „aff'rat, wi ma 's hamn will. De zwölf Nacht hamn dös beschte zoagt. Am Bardaratag hat 's Knosp'n g'habt, und d' Mett'n (Weihnachtsnacht) war hell. Daß auf, mir kriag'n a guat's Jahr.“

„Mir kunn'n 's brauch'a.“  
„Freilli, Hansgürl, und i moan allawei: was heuer wachst, wachst, wachst no für mi. Goscht a guate Schmitz'n, na hauft nach!“

Er knallte mit der Peitsche den Fuhrmannsgruß.  
„Es geht no it schlecht? Gel?“  
„Na, i muab di lob'n.“

„Deh, holt a wengl! Gott!“  
Der Schormayer lief zu seinen Füchsen vor, weil ein Schlitten entgegen kam, und er ging dann eine Zeit allein. Der Weg führte durch Hochholz, und da war es noch stiller wie draußen auf der Freien.

Man hörte nur das Schnauben der Pferde und ihre klingenden Schellen.

Ueber den Wald schob sich der Mond herauf, und etliche Baumgipfel standen dunkel und schwarz gerändert gegen sein flüssiges Gold.

Der Schormayer sumnte vor sich hin und wartete wieder auf den Knecht.

„Da fallt mir a Biadl ei, dös kunn't schier gar für 'n Lenz pass'n.“

Boda, wann gibst ma denn 's Soamatl (Hof),  
Boda, wann laßt ma 's denn schreib'n?  
'S Dirndl wachst auf wie'r Groamatl (zweite Gras),  
Ledi will 's aa nimma bleib'n.

Goscht dös scho amal g'hört, Hansgürl?“  
„Jo, und de ander Strupf'n woach i aa.“ Der Knecht sang mit dünner Stimme:

„Da Boda, der gibt ma scho 's Soamatl,  
Da Boda, der laßt ma 's scho schreib'n,  
Mei Dirndl werd g'macht wie'r a Groamatl,  
Braucht loan alte Saubirn it bleib'n.“

Da lachte der Schormayer herzhaft.  
„Dös paßt wieda auf mi, und amal laß i 's scho schreib'n. Aba was dös Jahr wachst, wachst no für mi.“

Daheim wartete schon wieder allerhand Verdruß auf ihn. Sein bestes Roß, ein Schimmelwallach, mit dem der Lenz ins Holz gefahren war, hatte den Krampf in den Muskeln und legte sich, kaum daß es in den Stall zurückgekommen war, matt auf die Seite.

Der Hansgürl, der sich auf die Sachen gut verstand, schüttelte bedenklich den Kopf und meinte, es könnte die schwarze Hornwinde sein. Er wollte gleich zum Tierarzt fahren, aber in der Nacht würde der heute kaum mehr kommen und bis zum andern Tag könnte es lang zu spät sein.

Nun beratschlagte er mit dem Bauern, was für die nächste Zeit zu tun sei; und auch aus der Nachbarschaft kam der Deindl hinzu, ein Mann, der viel Erfahrung hatte, und der Schmied Finkenzyler, ein Meister im Fußbeschlag. Die Männer umstanden den Gaul, und der matte Schein der Stalllaterne fiel auf recht besorgte Gesichter.

„Schormoar, es steht it guat,“ sagte der Schmied; „'s Roß is hartleibi und riahrt si kalt o.“

„Kreuzteufi, daß ma dös g'scheh'n muab! I ho da 's g'sagt, Lenz: laß ma'r an Schimmi loan Tag im Stall steh! Wann f' b dera Kält'n außi kemman, is schnell was g'scheh'n. Zekt hamn ma 's.“

„Dös bescht waar, mi holet de alt Mezin,“ sagte der Deindl.

„I waar der Meinung, mi wickeln 's Roß recht warm ei und wasch'n 's mit 'n hoach'n Wassa,“ schlug der Hansgürl vor.

„Dös is dös allererst,“ bestätigte der Schmied, „und bal's d' mir folgcht, Schormoar, nacha laßt d' an Baldrianthee siad'n (kochen). I hätt' oan dahoam.“

„Den muab d' Benzi hol'n, und du, Lenz, gehst umi und sagst zu da Urschula, sie soll Wassa kocha, so viel, als geht! Hansgürl, hol amal d' Benzi!“

Der Schormayer befohl alles bedächtig und griff selber fest an, wie sie das franke Tier in Decken einhüllten.

„No was!“ sagte der Schmied. „Laßt's an etla rupfane (aus Rupfen) Säc' hoach macha; de leg'n mir nach'n Waschen üba.“

„Dös bescht waar, mit that de alt Mezin hol'n,“ ließ sich der Deindl wieder hören.

„Iweg'n was denn?“

„Schormoar, dös fo'n a niade Kranket bered'n (besprechen). I ho 's selm bei meina Kuah ausprobiert. Sie hat ihran Spruch tho, und an andern Tag is d' Kuah wieda frisch g'wen.“

Der Schormayer schaute den Schmied fragend an.  
„Schad'n fo 's nia,“ sagte der, „und bal mir sincht nix basamma, kinnan mir ja der Mezin ihran Spruch drei'geb'n.“

„Du werichst seh'n, dös hilft alloa.“

„Is na scho recht.“

Benzi kam hinter dem Hansgürl in den Stall. Ihr Gesicht war gerötet, und ihre Haare schienen in Unordnung zu sein; auch waren die Augen etwas geschwollen, wie vom Weinen. Aber darauf achtete jekt niemand.

„Du gehst jekt glei' zum Schmied abi und sagst sie soll'n da'r an Baldrianthee geb'n. Ro'scht da dös mirka?“

„Jo,“ antwortete die Benzi mit weinerlicher Stimme.

„Dass no, und den Thee gibst da Urschula, daß f' 'n auf da Stell kocht!“

Benzi schaute den Schormayer erschrocken an.

„Goscht mi bastanna?“

„Jo,“ sagte sie noch gedrückter.

„Na mach und steh it lang umanand (herum)!“

„Und de alt Mezn soll f' hol'n,“ mahnte der Deindl.

„Ja sol! Bom Schmied ummi gehst aa zu'n Metz und sagst, de Alt' soll glei kemma. Zekt g'schwind a wengl! Schteun' (beeife) di besa!“

„Jo.“

Sie ging zögernd weg; und wenn der Bauer gesehen hätte, wie sie einen Schritt für den andern setzte und auch stehen blieb und aufschnupfte, hätte er ihren Eifer nicht gelobt.

Er sah es nicht und hatte einen anderen Grund zum Aerger.

„Wo bleibt denn der Lenz?“

„Do bin i.“

„Was is mit 'n Wassa? Und schaug, daß d' a paar Säc' herbringich; de soll d' Urschula hoach macha.“

„D' Urschula is it do; i fo f' it find'n.“

„Brav! Dös mag i! Müass'n mir wart'n, bis sie mit 'n Ratich'n (Schwaben firti is. Hansgürl, schaug zu da Rollbrechtin umi; ganz g'wis hoact f' wieda dort.“

Die Vermutung war richtig.  
In der niedrigen, rauchgeschwärzten Küche der Nachbarin saß die Ursula beim Herd und erzählte der teilnehmenden Person ihr heutiges Abenteuer mit der schenksigen Benzi.

„Woacht, am Dreikinitag hat da Bata an ihra Kammatür, aa'r an Kascha, Melchior und Balthar mit da g'weicht'n (geweihten) Kreid'n aufg'schrieb'n, und mit hat dös schon so vadross'n, daß i dir 's gar it sag'n fo.“

„Mi schreibst 's aba überall'n.“

„Dera g'hört 's it zua; und vo mir aus is da Brauch, was da will, i leid 's amal it; und heut a da Fruah bin i herganga und ho de Schrift mit an nass'n Gaderen (Lumpen) ausgwischt, und sie kimmt grad dazua und fangt 's mamms'n (maulen) o und hoacht mi a boshast's Luada; und hoacht scho amal so was g'hört, wie frech daß so oani waar? Woacht, sag i zu ihr, du sündigst auf dös, hab i g'sagt, daß du a Hülf hoacht, aba du muacht it moa'n, sag i, daß i vielleicht auf dös aufpaß, oda rügst eppa gar, hab' i g'sagt, daß da'r i scho thua? A so waar 's ja recht, sag i, daß d' Tochter an sellan Schlampn nachlaffa müacht, hab i g'sagt, und mi fo'scht du gnuu baklamperln (schlecht machen), weil i auf dös gar it aufpaß, und na hon i ihr den nass'n Gaderen um 's Mäu uma g'haut.“

„Da hoacht amal recht g'habt,“ lobte die Zollbrechtin.

„I hon ihr den Gaderen scho' eini g'haut, und net grad oama, dös sell derfst ma glaab'n; und, sag i, jezka stellt di wieda an 's Fenschta und jammerst, daß da gar a so schlecht geht, und da hoacht no oani, hon i g'sagt, daß d' di auskennst, sag i.“

„De hoacht d' amal scho' herg'richt'!“

„Dös glaab i, und 's lektmal is dös it g'wen, und a so geh i scho um mit dera, daß i' g'wiß foa Freud it hat.“

„Dera g'hört 's it anderst, und du derfst as scho scharf o'pad'n, finscht bringst d' de it aus 'n Haus. Dös sell sag da 'r i.“

„Ah, de bring i scho ausi!“

„Woacht, Urschula, mi g'fallt de G'schicht gar it. Bia'r i 's selbigsamal beim Fenschta hibe i g'leh'n ho, is mir a Nacht aufganga; und bal's d' ma du aa it all's sagst, deszweg'n kenn i mi do aus, aba du derfst mir all's sag'n, weil i bei dir steh, vafestst; und vo mir derfragt neamd was.“

„Bal's d, ma d' Hand drauf gibst, Zollbrechtin, daß d' nix weita sagst . . .!“

„Auf Ehr und Seeligkeit it, und über dös brauchst da foan Kumma gar it z' macha, weil i dös überhaupts it mag, de Tratscherei (Rederei) . . .“

Die Zollbrechtin rückte ganz nahe zur Ursula hin, und in ihren Augen war eine lebhaftige Freude zu lesen, daß ihr nun etwas Neues offenbar werden sollte; aber leider kam es nicht dazu, weil heftig an das Fenster geklopft wurde.

„Wer isch draußd?“

„I bin 's; da Hansgirgl.“

Die Zollbrechtin riegelte die Türe auf, und da bestellte der Knecht seine Botschaft, daß die Ursula auf der Stelle und geschwind heim kommen müsse.

„Was geit 's (gibts) denn scho wieda?“

„An Schimmi seit was, und du muacht Wassa hoach macha, und vielleicht werst d' ins na was z' ess'n geb'n aa. Mir san grad hoam kemma.“

„I kimm scho.“

„Thua no a wengl g'schwind, da Bata is it gar z' guat aufg'legt.“

„Mi werd aa'r amal in Hoamgart'n geh (einen Besuch machen) derfa, bal mi an ganz'n Tag alloa g'wen is . . .“

„Es pressiert weg'n an Schimmi. Geh zua!“

Ursula band ihr Tuch um den Kopf und nahm Abschied von der Nachbarin, die um eine Hoffnung betrogen war.

„Pfiad di Good, und i kimm scho amal wieda.“

„Adjäl! Und du, paß auf, Urschula, bal's du morg'n foa Zeit it hoacht, daß d' zu mir umfimmst, na geh'n i zu dir, und na vazählst ma dös sell . . .“

„I's scho recht.“

„Und du derfst g'wiß glaab'n, daß vo mir neamd nix dafragt, weil i dös scho gar it mag.“

„I glaab da 's scho, pfiad di . . .“

„Du, dös sagst ma no g'schwind! Gel, es handelt si vo dem Mensch und dein Bata, und . . .?“

„Ja, ja, aba i muach jezt geh.“

„Siehst d' as, i ho ma 's do glei denkt und g'fall'n hat mi da gar nix, scho von D'fang it, weil d' Wuatta no krank g'wen is . . .“

Ursula eilte weg und wurde daheim hart angelassen.

„Du thuast da ganz leicht, du! Bal mir vo da Arbet hoam kemma, hoacht du in da Nachbarschaft umanand! Hoacht du nix herz'richt'n für ins?“

„Des habts enfa Sach no allemal kriagt, und mi is do aa fo Günd, daß mi it von Haus wega geh' derf!“

„Galt 's Mäu und marsch di in d' Ruch'l und mach 's Wassa hoach und warmst a paar Säd!“

„I geh scho, aba mi werd do it oiwei dahoam hoach müass'n.“

Der Schmied hatte unterweilen den Schimmel aufstellen lassen, und alle Mannsbilder halfen zusammen und stützten ihn.

Die alte Mehin war auch gekommen, und sie schaute mit ihrem scharf geschnittenen, hageren Gesicht in dem Halbdunkel wie eine richtige Hexe aus.

Der Deindl redete eifrig mit ihr.

„I ho 's an Schormoar g'sagt: bal (wenn) wer helfa fo, bischt as (es) du, und du woacht no de alt'n Sprüch.“

„I woach scho oan.“

„Da Schimmi werd de Garmwind'n hamn, sagt da Schmied; und hoacht du eppas (ewas) für dös?“

„Freili hon i eppas.“

„Du, Schormoar, sie werd 's glei hamn,“ schrie der Deindl eifrig. „Laß amal de Alt zuawi (heran)!“

„Dös kimmt auf d' lekt; z'ericht müass'n mi an Gaul wasch'n. Benzji, geh umi und hol 's Wassa!“

Die Magd zupfte den Bauern am Kermel und winkte ihn. Er wandte sich unwillig zu ihr.

„Was hoacht 'n scho wieda?“

„Geh, schick wen andern in d' Ruch'l, i trau ma'r it . . .“

„Herrgott . . . ah was! Jezt vazählst ma nix! Hansgirgl, geh du! Dera is heunt it guat, und si kunnt 's Schaffl (Vottich) it trag'n. Geh du in dein Stall, oda leg di in 's Bett!“ fuhr er die Magd an. „Du gehst ins do im Weg um!“

Benzji ließ den Kopf hängen und machte sich langsam davon.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Große Berliner Kunstausstellung.

### III.

In Saal VI hängt ein Bild von Fritsch H. Pfuhle, das Porträt eines Fräulein von Puttkamer. Warum verweise ich darauf? Weil dieses Bild typisch ist für die Kultur einer bestimmten geistigen Oberschicht des modernen Bürgerturns. In zivilisiertem Selbstbewußtsein, verstehend und helläugig in die Welt blickend, schlicht, aber geschmackvoll angezogen, sitzt die junge Dame in einem bequemen Stuhl vor einem Hintergrund, der an irgendeine Morris-tapete erinnert. Man hat so das Gefühl: Willen einer Diagonale vom sozialen Frieden des Schulke-Gouvernirs über Tennis zum Kunstwart. Solche Umwelt gepflegter Harmlosigkeit und dünnblütigen Schnees hat der Maler mit reizvoller Naivität in eine erwogene Form gebracht. Das gehört zu dem Besten und Reinsten, was die bürgerliche Bildnismalerei des Niveaus hervorbringen vermag. Von Bildern dieser Art wird man einmal ähnliches sprechen wie heute von den Bildnissen des Krastt, des Tischbein, des Chodowicki. Der gleichen Welt, der ihrigen Belesenheit und des temperierten Gefühls gehört Pfuhles „Blaue Madonna“ (Saal 7b). Sie ist über Maurice Denis mit Püvis de Chavannes verwandt; es webt um sie die Poetik des Maeterlins, aber auch die Sentimentalität der Anna Ritter. Der Ausdruck einer müde gewordenen, der Mystik wieder zugänglichen, zu den halbblauen Tönen der Liberteiseide sich flüchtenden Kultur. Gegenüber hängt ein Bild der gleichen Gattung, Frau Rutherford mit Kindern, gemalt von Julie Wolfthorn. Auch darauf sei nicht als auf eine kleine Sensation des Fünfsährtees, vielmehr als auf ein Symptom des redlichen Bürgergeschmacks verwiesen. Man muß sich erinnern, daß Hermann Rutherford, der Mann, einer der Reformatoren des modernen Kunstgewerbes ist. Er liebt die gezähnte Normalstimmung des englischen Landhauses; der Impressionismus von Liebermann bis Hodler oder gar von van Gogh bis Beckstein scheint ihm wüßende Zerstörung. Es ist gewiß interessant, festzustellen, wie die Wolfthorn, vielleicht ohne es zu ahnen, durch ihr Familienbild solchen gehobenen Niveau des Bürgerturns ein zwar belangloses, aber doch charakteristisches Dokument bereitete. Nach solcher Methode könnte hier noch von mancher Nummer dieser Ausstellung gesprochen werden: von den Herrenbildnissen des Hugo Vogel, von den Gesellschaftszenen des Schlichting, von den Landschaften des Sandrock, des Paeschke, von den Stilleben der Adele von Fink und von den dekorativen Illustrationen des Larsson. Die Kunst aller dieser Maler ist frei, durchaus frei, qualvoll frei von jedem Hauch revolutionären Wollens, von jedem Flug ins Ungewisse, von jeder Brutalität, aber auch von jeder Müßigkeit der Höhen. Diese Leute tun ihre Pflicht, nicht gerade bürokratisch, aber doch ethisch bewußt; sie scheuen die Langweile der Akademie, sie fürchten aber auch das Wagnis eines neuen Anfangs. Sie sind eigentlich

fakt, schämen sich aber dessen und möchten gern das Veruschliche mit dem Menschlichen selbst, mit dem Allzumenschlichen vertauschen. Sie sind Bürger und möchten Künstler sein; sie breiten die Flügel, fliehen aber den Sturm. Man kann gegen ihre Malerei gar nichts sagen, sie ist ebenso anständig wie harmlos, sie entspricht dem, was die Leihbibliotheken des Berliner Westens (ausgenommen die perverse Dekadenz des Kurfürstendamms) an die Damen ausleihen. Sie ist naturfreudig, ohne das Abenteuer der Verge oder das Brüllen des Seesturms zu suchen. Sie ist gänzlich unproblematisch, wohl aber ein wenig schnüchsig musikalisch. Sie ist zwar lebensfähig, aber nicht zum Leben notwendig.

Die Ausstellungsleitung hat einen Witz auf sich selber gemacht, nicht gerade einen blutigen, aber immerhin einen schmerzhaften. Sie hat gestattet, daß einige Säle mit Plakaten gefüllt wurden. Sie ahnte wohl kaum, daß etliche Leute so frech sein würden, zu meinen: diese Plakate, diese Reklamewaren seien in sich vollendeter, für die Zeit charakteristischer und, was das Individuelle betrifft, sehr viel stärker als die meisten der eigentlichen (der hochedlen) Bilder. Das ist nun aber geschehen. Und nicht zu Unrecht: denn diese Plakate, wenngleich sie dem System nach nur Gebrauchsgegenstände der kaufmännischen Propaganda sind, gehorchen doch weit entschiedener als die meisten der Niveaumalereien dem Loden, wenigstens dem Fernruf der Genialität. Diese Plakatiers sind weder bewußt bürgerlich noch ängstlich, noch suchen sie die Tradition, noch ein abgeklärtes Wohlsein. Im Gegenteil, sie heben das Feuer in ihren Adern, springen als Sanskulotten, den Philister zu ärgern und umzurennen. Sie glauben an Daumier und Toulouse-Lautrec; sie lernen von Japan und allen Meistern der Hieroglyphe. Sie spielen Hazard mit den grellsten der Farben; sie leben fast immer im Maximum; sie wollen, ja, sie müssen aus dem bürgerlichen Niveau herausfallen. Sie müssen entweder koketter oder lausbüßischer, sie müssen lauter, bunter, konzentrierter, gespannter und aggressiver sein als das Publikum und sein Niveau. Dazu kommt, daß das Plakat eine innere, auch eine äußere Verwandtschaft zu jener Karikatur aufweist, die gerade unsere Zeit als ein Symptom der Rebellion hervorsteigt. Von Thomas Theodor Heine, auch von Busch führen Linien zu den wirksamsten unserer Plakatiers. Ferner: gerade einige jener Probleme, die zu den spezifischen unseres künstlerischen Interesses gehören, machen die Qualität eines Plakats entscheidend: die Aufteilung der Fläche, das Gegen- und Nebeneinander großer Massen, Hell gegen Dunkel, die Silhouette, die monumentale Linie, der Schrei des Rhythmus. Wobei dann noch eins nicht zu vergessen ist: das Wiedererwachen der Kalligraphie, der Freude an ausdrucksvoller, schön bewegter Schrift. Man sieht: die Konjunktur (es handelt sich um Kaufmännisches) war dem Plakat günstig. So kam es, daß aus den Eintagsfliegen ein Reigen wurde, den man beinahe museumsreif heißen könnte. Lucian Bernhard hat diesen Reigen gefügt; er, selber einer der tüchtigsten Plakatmacher, wählte mit großem Geschick die wirksamsten, die grotesksten und beinahe monumentalen, die amoureuosen und beinahe liebeshastigen Affinen. Vom ollen ehrlichen Edel bis zum ausgelassenen Scheurig und total verrückten Deutsch treffen wir hier samose Anreißer. Ich zähle auf: Edel, die drei roten Lichter des fortrollenden Zuges. Knut Hansens Boulevardmanier. Leonard's rotzüngigen Apachen, der direkt dem Toulouse gehört. Die Feuerwerke des Ernst Neumann und das gelbrote Fleckenspiel, das Paul Leni aus Hummern und Zitronen mischt. Die saloppen Gesellschaftsszenen von Kainer und die Stilleben, die Ruhe in der Erinnerung an Cézanne komponiert. Die wüsten Karikaturen des Haase und des Krotowski, der den Noda Noda als einen Typus des verknäuelten Feudalismus mit blutiger Feder ausrußet. Dann die Erinnerungen, die Deutsch an Pascin flüstert, diese Linienerotik, die das komische Ende der Präraffaeliten zu sein scheint. Die Farbenwike des Hans Rudi Erdt und die Flammenspiele des Finetti, die so etwas wie Frühgeburten des Futurismus sind. Und Julius Klinger, der einen Pfefferfresser Schlipse in den Schnabel hängt und so geradezu einen Flammensanz auslobend macht. Oder der Lofengrün auf die Formel eines badfischhüben Tenors mit rosaroten Weinen bringt. Schließlich: Bernhard, ein Meister der raffinierten Kürzung. Er weiß für die simpelsten, selbst für klöbige Dinge eine sich einprägende, zugleich liebenswürdige Formel, so etwas wie ein Stenogramm, zu finden. Er weiß außerdem mit wenigen Farben immer wieder neue, pikante Sensationen aus dem Vermel zu schütteln.

Ist das nicht eine lustigere Gesellschaft als die Maler der Akademie? Weiter: ist solcherlei nicht dem Gemalten des Niveaus ebenbürtig? Kunst freilich sind die Plakate nicht; ebensowenig wie die Späße des besten aller Clowns Literatur sein können.

Einen Blick verdient die Architekturabteilung. Wir treffen einige, zwar nicht ausreichende, so doch immerhin illustrierende Proben von Lösungen, die mehr oder weniger gute Architekten den Bauaufgaben unserer Zeit fanden. Wir sehen einige geschickte Landhäuser, so eins von Heinrich Straumer; wir finden ein paar erträgliche Geschäftshäuser und Bureaugebäude, so Arbeiten von William Müller, Oscar Kaufmann und dem Reichshausbaumeister Habicht. Außerdem gibt es vier Kollektionen. Die von Gremer und Wollenstein war überflüssig; denn nur wenig, was diese heute machen, ist des Anschauens wert. Durchaus am Platze hingegen ist die Ueberschau über das Lebens-

werk von Otto March. Dieser ausgezeichnete Architekt hat nie die Besinnung der Qualität verleugnet; er hat früher als mancher andere gewußt, welches die Forderungen der Gegenwart sind. Der Grundriß seines Wormser Volkstheaters könnte jedem der Opernhausbevrerber an Lehrmeister sein. Die Bebauung des Pantower Amalienparkes zeigt alle Keime der Gartenstadt; die Fassaden in der Bismarckstraße weisen auf den ersten Willen, die Unruhe der Großstädte durch das System des einheitlichen Blocks auf ein Minimum zu bringen. Wir haben wirklich alle Ursache, den Namen March auf die ersten Seiten einer modernen Baugeschichte zu schreiben. Wenn er auch nie eigentlich moderne Formen baut, so ist er doch ein direkter Schrittmacher für Künstler von der Art des Billing und des Burein. Beide zeigen uns hier, was sie können: ruhige Vernünftigkeit und gemäßigtes Pathos, Nutzung historischer Elemente zur Komposition eines neuen Stiles. Zur Komposition — man merke wohl. Noch handelt es sich nicht um Schöpfung. Auf die warten wir noch.

Robert Breuer.

(Nachdruck verboten.)

## Der Untergang der großen Armee. \*)

Von Kurt Eisner.

I.

Das Verständnis der weltgeschichtlichen Tragödie, die den Namen Napoleon trägt, erschließt sich niemandem, der nicht in die Zusammenhänge der europäischen Entwicklung eindringt und die napoleonische Politik zum mindesten bis zur englischen Revolution zurückverfolgt. Wer an der Erstbeimung der isolierten Persönlichkeit haftet, sich bestensfalls mit der Anekdotenpsychologie begnügt, die aus dem Menschen feilische — Wahngelbde (der eigenen Befangenheit) schürft und aus ihnen dann die Politik zu erklären sucht, verliert sich fassungslos in trübe, wirre Widersprüche, die er schließlich wohl gar für die Widersprüche des Feldens ausgehen möchte.

Das Zeitalter Napoleons ist nicht nur deshalb von unermindertem Reiz, weil in ihm die Wurzeln der europäischen Geschichte von heute eingebettet sind, sondern auch weil es die unvergleichlich klare Anschauung gewährt für die Triebkräfte des geschichtlichen Fortgangs. Napoleon ist das stärkste Latgenie der Menschheit, zugleich ein Staatsmann von scharfem Verstand, der von Anbeginn unbeeinträchtigt ein einheitlich geschlossenes politisches System festhält und durchzuführen sucht, endlich einer jener echten Idealisten, die — trotz allem ablenkenden Anschein — dennoch einer großen Idee leben und sich opfern. Und dieser ganze Genius, dessen ganzes Dasein persönlichste Entschiedenheit, Beherrschung, Vändigung unablässig sich drängender geschichtlicher Wirbelstürme scheint, war gleichwohl nur ein von den geschichtlichen Mächten getragener und gleichbereiter, emporgehobener und gestützter Mensch. Napoleon hat das oft selbst gesagt. Die Subler der dynastischen Quackmerei haben solche Geständnisse als die eitlen Ausflüchte des schlechten Gewissens zu entwerthen versucht. Sie sind aber das schlichte und ehrliche Bekenntnis eines Mannes, der sich über sich selbst ebenso klar war wie über die andern.

In meinem Jena-Buch („Das Ende des Reichs“) habe ich den Grundgedanken durchzuführen mich bemüht, daß Napoleon die geschichtliche Aufgabe zu lösen unternahm, der Vorkämpfer für die bürgerlich-wirtschaftliche Befreiung und Entfaltung des europäischen Festlandes gegen das englische Weltmonopol in Handel und Industrie zu sein. Dieser Aufgabe diente er, ihr unterlag er. Dem Bunde der selbsttätigen, verkommenen fehdänischen Dynastien und ihres Feudaladels mit der wirtschaftlichen Welt Herrschaft Englands war das Frankreich der Revolution und ihres Erben Napoleon nicht gewachsen. Napoleons Herrschaft brach zusammen, der europäische Kontinent wurde um mehr als ein halbes Jahrhundert gelähmt, England war der Sieger. Große Politik trieben um diese Zeit nur England und Frankreich. Nichts kleiner und verächtlicher dagegen als die enge, faule, gewissenlose, feige, tüdliche und anmaßende Politik der Helfer Englands und der Feinde Frankreichs. Die politische Unreife und Unmündigkeit besonders der deutschen, in den Jahrhunderten des feudalen Polizeistaates einsetzenden deutschen Völker ließ lezten Endes die große kontinentale Politik Napoleons scheitern, — zum Unheil Deutschlands und aller Völker des Festlandes.

In einem kürzlich aus dem Nachlaß des bedeutenden Uebersetzerreichenden volkswirtschaftlichen Schriftstellers Alexander v. Pezz („Englands Vorherrschaft. Aus der Zeit der Kontinentalperre“, Leipzig 1912, Dunder u. Humblot) kann man die eben angedeuteten Grundgedanken zum erstenmal in einem deutschen Werk umfassend und weittragend ausgeführt finden. Trotz der konservativen Richtung des Verfassers und mancher Grillen (die vielleicht aber auch Zutaten des Herausgebers sind) ist diese Schrift geeignet, das Verständnis für die geschichtliche Mission Napoleons zu fördern, das fast von der gesamten bürgerlichen Geschichtsschreibung Deutschlands, seit den Pamphleten vor 100 Jahren bis in unsere Tage der unermess-

\*) Wir beginnen mit diesem Aufsatz die Jahrhundertenerinnerungen an die Kriege von 1812/13, weltpolitische Betrachtungen, die — abseits aller „patriotischen“ Legenden — die großen Zusammenhänge europäischer Entwicklung darstellen.

ließen Entdeckung des „korrischen Parbenus“ verschüttet und erstickt worden ist.

Die englische Revolution hatte England einen wirtschaftlichen und politischen Vorsprung von 100 Jahren vor dem festländischen Europa verschafft. Rasch stieg es zur allbeherrschenden Weltmacht empor. Nachdem zuletzt Holland gesunken, hatte England nur noch einen Rivalen: Frankreich.

England gebot über alle Meere. Durch eine zügellose Ausübung der Seegewalt, die organisierter Seeräub war — es gab kein Recht und keine Sicherheit der Schiffe und der Waren neutraler Mächte — sicherte es seinem Handel und seiner Industrie das Weltmonopol. Eine zülsichere Diplomatie unterstützte und förderte seine Gewaltpolitik. Das Glück Englands war die dynastische und feudale Verkommenheit des Kontinents. Die Handelsverträge, die England in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit den festländischen Staaten schloß, benutzten den feudalen Verrat an den Landesinteressen, um jedes Aufkommen einer konkurrierenden Industrie auf dem Festland zu verhindern. Mit Frankreich (wie zuvor mit Portugal) vereinbarte England, unmittelbar vor Ausbruch der französischen Revolution, einen Handelsvertrag, der französische Weine und andere Agrarzeugnisse zugunsten des grundbesitzenden Adels Ludwigs XVI. begünstigte, aber die aufblühende bürgerliche Industrie Frankreichs zerstörte. Das Uebel, das infolge dieses Handelsvertrages entstand, war die entscheidende Ursache für die Explosion der revolutionären Spannung. England glaubte zuerst, daß die Revolution Frankreich verzehren würde. Als es aber sah, daß der Umsturz der Monarchie und Feudalherrschaft auch in Frankreich alle Kräfte bürgerlicher Arbeit entwiderte, als die Kündigung jenes verwüstenden Handelsvertrags durch die Revolutionäre im Januar 1793 die Gefahr für das englische Weltmonopol entblözte, stellte England sich an die Spitze der europäischen Fürsten, des Adels und der Kirche, um die Revolution niederzuwerfen.

Der englisch-französische Gegensatz, der seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts bis 1815 von 116 Jahren fast die Hälfte, 56 Jahre, mit kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Mächten erfüllte, ist die bewegende Kraft des Zeitalters Napoleons.

Shakespeare hat in dem Testament Heinrich IV. die ewige auswärtige Politik Englands gezeichnet:

Darum, mein Heinrich,  
Beschäftige stets die unzufriedenen Geister  
Mit fremdem Zwist; damit ausländische Wirrjaal  
Erinnerung an heimische Kämpfe banne . . . .

Die Klugheit will ich segnen,  
Wenn Frankreichs sich und Oesterreichs Schuß begegnen.

In den endlosen kontinentalen Kriegen wuchs Englands Macht empor. Als Preußen, Oesterreich, Frankreich sich um dynastische Interessen in Siebenjährigen Kriege zerstückten, nahm England Kanada. Als es die Völker Europas gegen die französische Revolution und Napoleon führte, ward es Welt Herrscher. Noch in unseren Zeiten erlebten wir ein Beispiel der gleichen Politik. In der gefährlichsten Krisis des Völkerrückes, als England die indischen Grenzen durch Rußland gefährdet sah, gelang es der britischen Politik, die Völker und Heere Europas — in sicherer Berechnung der abenteuerlichen Unfähigkeit der Völker der deutschen Politik — in China zu sammeln und festzuhalten. Wenn die überwindene Unfähigkeit sich dann durch Schimpfen auf das „perfidie Albion“ rächt, so ist das nur lächerliche Rinderei nach der schimpflichen Niederlage.

Napoleon erlag dem englischen Solde; er selbst hat es gewußt und gesagt, wie immer der beste Zeuge der geschichtlichen Wahrheit. Von 1793—1814 hat England die Fürsten und Regierer des Festlandes gekauft, zumal deutsche Landesfürsten als Schlachttier — ganze Heere mietend, kaufend, lodend — verwertet, ausgeweidet.

Nach Porter — „Das britische Reich in Europa“ — betrugen die englischen Kaufsummen („Hilfsgelder“, „Subsidien“):

Sannover (1793—1814)	2 280 107 Pfbd. Sterl.
Sachsen-Kassel (1793—1810)	1 406 137 "
Preußen (1794—1814)	3 375 664 "
Sachsen-Darmstadt (1794—1799)	208 581 "
Baden (1794—1795)	26 990 "
Deutsches Reich (Anleihe 1795)	4 600 000 "
Braunschweig (1795—1798)	125 087 "
Deutschland (1797—1806)	3 836 666 "
Bayern (1800)	501 017 "
Deutsche Fürsten	700 000 "
Oesterreich (1809—1814)	1 214 882 "

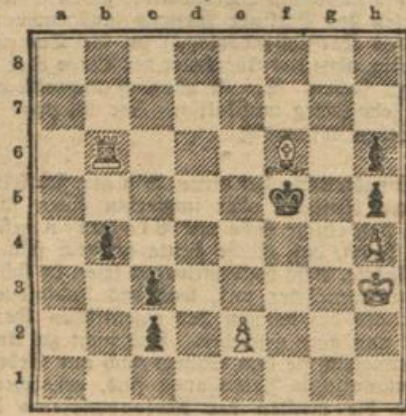
Das sind allein an offenen Hilfsgeldern rund 19 Millionen Pfund, 380 Millionen Mark, für die Herrscher des Deutschen Reichs! Rußland, Schweden, Dänemark, Spanien, Portugal, Sardinien, Sizilien, Marokko erhielten ebenfalls riesige Summen. Dazu kommen aber die ungeheueren Verfestigungssummen für Fürsten, Staatsmänner, Feldherren aller Länder. Potemkin, der Freund Katharinas II., hatte vor dieser Zeit allein einmal eine bare Million erhalten zur Beeinflussung seiner Politik.

Das war die Macht, gegen die Napoleon während seines ganzen Daseins die verzweifelte Abwehr rüstete: mit seinem militärischen Genie, der revolutionären Begünstigung seiner Heere und mit dem wirtschaftlichen Kampf der Kontinentalperre, aus der alle Feldzüge seiner letzten Jahre entstanden sind.

Verantwortl. Redakteur: Albert Sachs, Berlin. — Druck u. Verlag:

# Schach.

Unter Leitung von G. Napien.  
Afira.



Weiß zieht und macht Remis.

Rösung. 1. e4†, K×e4! (1. . . . . Kf4?; 2. Lg7) 2. T×b4, Kf5! (2. . . . . Kd5?; 3. Td4†, Kc5; 4. Td3 bezw. 3. . . . . Kc6; 4. Te4†); 3. Tf4†, K×T; 4. L×c3, c1D; 5. c1D, Ld2†; 6. D×L Patt.

Schachnachrichten. Die Teilnahme am Dresdener Turnier ist aus folgendem Stand nach den ersten vier Runden ersichtlich: G. Cohn, Rubinstein je 3½; Lewitzki (Meistertwürde als erster Sieger des Petersburger Hauptturniers), Marshall je 3; Carlo (Meistertwürde als erster Sieger des Hamburger Hauptturniers), Duras, Schlechter, Larrasch, Reichmann je 2½; Freyer 2; Barasch, Lowitzki (Meistertwürde als erster Sieger des Kölner Hauptturniers), Spielmann, Treyball (tschechischer Meister) je 1½; Burn, Wieses je 1; Walla ½; Przewiora 0. — Die drei ungarischen Meister befinden sich danach in vornehmer Gesellschaft!

## Damengambit.

Aus dem Dubapeter Forschungsturnier.

Marshall Duras.

1. d2—d4 d7—d5  
2. c2—c4 e7—e6  
Besser 2. . . . . e6!; 3. Sf3, Sg3 (dc4?) 4. Sc3, dc4 (4. . . . . Sb4?; 5. dc5, S×d5! zu erwägen. Oder auch 4. . . . . Dd6 nach Schätzung) 5. e3, Lg2 (oder auch 5. . . . . b5; 6. a4, b4!; 7. Sb1, La6 zc.) 6. L×e4, e6 zc. Schwarz hat seinen eingeschränkten Lc8 wie beim Textzug. (7. Dd3, Dd6; 8. Sc5, D×D; 9. ab3, Lh5 zc.)  
3. Sb1—c3 c7—c5  
Solider Sf6.  
4. e4×d5 . . . . .  
Gut ist auch 4. Sf3, Sc6; 5. Lf4, cd4; 6. S×d4, Lb4; 7. e3 & b.: 7. . . . . Sg7; 8. Dd2, Da5; 9. Td1, Ld7 (droht S×S nebst La4); 10. Sc2, L×S†; 11. bc3, e5; 12. Lg3, Le6; 13. Sb4! zc.  
4. . . . . e6×d5  
5. Sg1—f8  
Ein Versuch erzwungenen Gemisses dürfte nur mit 5. dc5 zu unternehmen sein.  
5. . . . . Sb8—c6  
Sf6! vermeidet die in nächstfolgender Anmerkung angedeutete Eventualität.  
6. g2—g3  
In Detraht kommt: 6. dc5; d4; 7. Sa4, L×e5; 8. S×L, Da5†; 9. Dd2, D×S; 10. e3, de3; 11. D×e3†, D×D†; 12. L×D mit etwas besserem Spiel.  
Der Textzug, von A. Rubinstein empfohlen, war das Thema der Forschung, so daß bis hierher die Rüge vorgeschrieben waren. Das Ergebnis war, daß Schwarz mit Mühe aber doch ausgleichen kann.

6. . . . . Sg8—f6  
7. Lf1—g2  
7. Lg5, cd4; 8. S×d4, Le5 ist nicht empfehlenswert.  
7. . . . . c5×d4  
Auch e5—e4 oder La6 oder Le7 oder Se4 kommen in Betracht. Jedoch wurde hauptsächlich nur der Textzug erprobt.  
8. Sf3×d4 Lf8—c5

9. Sd4×c6  
Stärker dürfte 9. Sb3, Lb4; 10. Ld2 sein.

9. . . . . b7×c6  
0—0  
11. Le1—g5 h7—h6?  
Kofert einen Bauer, was mit Le7 oder Le6 oder Tb8 oder Lb7 zu vermeiden war.  
12. Lg5×f6 Dd8×f6  
13. Sc3×e4! c6×d5  
13. . . . . D×b2; 14. Sf4 und Bc6 geht verloren.  
14. Dd1×d5 Lc5×f2†  
15. Tf1×f2 Df3×b2  
16. Te2×f7! Dd2—b6†!  
16. . . . . T×T; 17. Tf1 oder 16. . . . . D×T; 17. Tf1†  
17. Kc1—h1 Lc8—e6  
18. Tf7—b7! Le6×d5  
19. Lg2×d5† Kg8—h7  
20. Tb7×b6 a7×b6  
21. Ld5—e4† g7—g6  
22. Le4×a8 Tf8×a8  
23. Kh1—g2 b6—b5  
24. Kc2—f3 b5—b4  
25. Ta1—b1 Ta8×a2  
26. Tb1×b4 Ta2—a7  
27. e2—e4 Kh7—g7  
28. e4—e5 Kg7—f7  
29. Kf3—e4 Ta7—a8  
30. h2—h4 Kf7—e6  
31. g3—g4 Ta8—c6  
32. Tb4—a4 Tc6—b6  
33. Ke4—d4 Tb6—c6  
34. Ta4—a8 Tc6—b6  
35. Ta8—e8†  
Stärker war 35. Kc5 nebst Ta6†.  
35. . . . . Ke6—f7  
36. Te8—c8 Kf7—e6  
37. Te8—c4 Tb6—a8  
38. Te4—b4 Ta6—c6  
39. Tb4—a4 Tc6—b6  
40. Ta4—c4 Tb6—a6  
41. Kd4—e4 Ta6—b6  
42. Te4—d4 Tb6—a6  
43. Ke4—f4 Ta6—a1  
44. Td4—d6† Ke6—f7  
45. Td6—f6† Kf7—g7  
46. Kf4—f3 h6—h5  
Nach mehreren Rügen Remis. —

Vorwärtsbuchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.